

Montag, 21. Juli 2014: Kleine Engel

Kürzlich haben mir die Teilnehmer einer Studienfahrt nach Istanbul von einem Reiseerlebnis erzählt: in den Moscheen, die sie besucht haben, genießen kleine Kinder so etwas wie Narrenfreiheit. Auch während des Gebetes sind sie allen herzlich willkommen. Ein-, Zwei- und Dreijährige krabbeln, tapsen und toben herum. Während Männer und Frauen getrennt voneinander beten, um sich nicht gegenseitig abzulenken, scheinen die Kinder niemanden zu stören. Sie dürfen singen, plappern oder fangen spielen, wie es ihnen gefällt.

Die türkischen Reiseteilnehmerinnen erklären, warum daran niemand Anstoß nimmt: kleine Kinder sind kleine Engel. Sie gelten im Islam als absolut rein und unschuldig, außer Stande, eine Sünde zu begehen. Deshalb sind sie auch in der Moschee willkommen, in ihrer ganzen Lebendigkeit. Die Kleinkinder lenken nicht ab vom Gebet, sondern führen die Gläubigen näher zu Gott.

Was für eine wunderbare Idee! Als Mutter eines Kleinkindes und als Gemeindereferentin finde ich den Gedanken unwiderstehlich schön.

Soweit die Theorie. Die Praxis allerdings sieht bei mir so aus:

Eben dieser kleine Engel steht mit strahlendem Gesicht vor mir und erzählt mit leuchtenden Augen von den Erlebnissen des Vormittags: „Ich habe eine Nacktschnecke gestreichelt!“ „Wie toll!“ versuche ich mich mitzufreuen, während es mich innerlich schüttelt.

Ich hoffe, dass mir nicht anzusehen ist, wie wenig ich mich für Kriech- und Krabbeltiere begeistern kann, denn ich weiß, dass dieser Ekel anerzogen ist – und keinerlei logischen Grund hat. Insekten sind nützlich und notwendig für unsere Welt. Es ist eher kulturell bedingt, welche Tiere wir schön oder angenehm finden.

Wer hat eigentlich festgelegt, dass Eichhörnchen und Rehe so viel possierlicher sind als Nacktschnecken und Kellerassel? Die sind nämlich höchst lebendig, bewegen sich, nehmen Nahrung auf und suchen Schutz, wenn man ihnen zu nahe kommt. Wenn ich mich in die Hocke begeben, kann ich ihnen beim Leben zusehen.

Die Unvoreingenommenheit, mit der Kinder die Welt entdecken, ist faszinierend. „Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht ins Himmelreich gelangen“ sagt Jesus. Ihm sind die Kinder willkommen, sie stören ihn nicht. Vielleicht, weil sie wirklich noch ein bisschen näher dran sind an Gott, dem Schöpfer des Lebens.

Die unvoreingenommene, begeisterte Begegnung mit allem Lebendigen, das ist wirklich etwas, das ich mir hin und wieder abgucken möchte bei den kleinen Engeln – auch wenn meine Begeisterung für die Nacktschnecken in unserem Salatbeet sich weiter in Grenzen hält.

Dienstag, 22. Juli 2014: Fröhlich sein

„Du hast uns deine Welt geschenkt: den Himmel, die Erde. Du hast uns deine Welt geschenkt, Herr wir danken dir!“ brüllen die Zweitklässler mehr als dass sie singen. In der vergangenen Woche haben wir Gottesdienst zusammen gefeiert. Wir sprechen darüber, was in der Welt schön ist und worüber wir uns freuen.

Wie schnell einem ein schönes Geschenk aber vermiest werden kann, wissen die Zweitklässler auch ganz gut. Wenn andere nicht gut finden, was ich geschenkt bekommen habe, sage ich lieber nicht, dass es mir eigentlich gut gefällt. Ist das nicht unfair demjenigen gegenüber, der mir das Geschenk gemacht hat?

Die Kinder finden: Wenn mir etwas gefällt, sollte ich mich darüber freuen und das auch zeigen, egal, was die andern sagen. Recht haben sie. Wie das gelingen kann? Vielleicht mit dem Rat des Heiligen Don Giovanni Bosco: „Fröhlich sein, Gutes Tun und die Spatzen pfeifen lassen!“

Zur Fröhlichkeit kann ich mich nicht zwingen aber ich kann viel dazu beitragen, indem ich versuche, die schönen Seiten des Lebens nicht zu übersehen. Gutes tun – ja, das kann ich auch mit meinen kleinen Möglichkeiten. In der Nachbarschaft, bei den Kollegen, mit dem, wie ich mich verhalte. Und wenn ich

das mit Fröhlichkeit tue, ist es umso besser. Gutes zu tun gehört heute zum Pflichtprogramm großer Firmen und berühmter Persönlichkeiten, denn es verbessert das Image und steigert das Ansehen. Dieses Ansehen im Großen und Ganzen war dem italienischen Priester Giovanni Bosco scheinbar ziemlich gleichgültig. Er tat, was er für richtig hielt.

Mit den Jugendlichen, um die sich niemand scherte, spielte er Fußball. Die Kinder in seiner Gemeinde, von denen viele Zuhause Armut und Gewalt erlebten, begeisterte er mit Kunststücken und Zaubertricks. Viele Erwachsene haben darüber nur den Kopf geschüttelt. Das hat Don Bosco aber nicht gestört. Wichtig war ihm nur, was der einzelne von ihm hielt, ob er in ihm einen aufrichtigen und ehrlichen Freund erkennen konnte. Mit seiner Fröhlichkeit hat Don Bosco andere angesteckt und damit jedermann gezeigt, wie dankbar er für das Leben und die von Gott geschenkte Welt und seinen festen Glauben war:

„Fröhlich sein, Gutes tun und die Spatzen pfeifen lassen!“

Pfeifende Spatzen sind ein Symbol für die Schöpfung, mit der und in der Don Bosco lebte. Sie stehen aber auch für alles, was er nicht beeinflussen konnte: das Gerede der Leute, die Missachtung der jungen Menschen durch die Erwachsenen, die negativen Lebensbedingungen vieler Menschen um ihn herum. All das entzog sich seiner direkten Kontrolle, und trotzdem tat er

Gutes, wo er konnte und freute sich an dem, was er an schönen Dingen erlebte.

Und so verstehe ich den letzten Teil seines Satzes als echte Aufmunterung: wer fröhlich ist und Gutes tut, dem kann es auch egal sein, was die Spatzen da pfeifen.

Mittwoch, 23. Juli 2014: Breminale

Ab heute herrscht wieder eine besondere Atmosphäre am Bremer Osterdeich, an der Weser und in den Wallanlagen. Die Breminale beginnt.

Das Open-Air-Spektakel bietet fünf Tage Musik, Literatur, Tanz, Kleinkunst, Kreatives, Varieté, Essen und Trinken. Ab mittags gibt es hier für jeden etwas: Von Chanson über Rock bis zu unaussprechlichen Genrenamen, die eigens für die jeweiligen Bands erfunden zu sein scheinen. Künstler aus ganz Europa, Israel und den USA geben sich die Klinke in die Hand – oder besser die Zelttür, denn nur dünne Leinwände trennen die einzelnen Aufführungsorte von einander. Eintrittskarten gibt es nicht, alles ist kostenlos, jeder kann kommen und gehen, wie es gerade passt und gefällt.

Diese bunte Mischung hat mich vom ersten Moment an begeistert. Wenn ich von der Straßenbahn aus die rot-weiß gestreiften Zelte am Weserufer sehe, kribbelt es schon. Ich fühle mich willkommen, kann hier- und dorthin flanieren, höre an der einen Ecke Unterhaltsames, an der andern Politisches oder Poetisches. Ich lasse mich mitreißen von Samba oder Balletttanz und hinreißen zu Kinderspielen im Riesensandkasten oder sportlichen Experimenten auf dem Trampolin. Jahr für Jahr fasziniert mich, wie gelassen und

entspannt die unterschiedlichen Kunstformen auf engstem Raum nebeneinander das Publikum erfreuen. Als Besucherin spüre ich keine Konkurrenz, keinen Standesdünkel, keine Diskussion, welche Darstellungsform den Namen „Kunst“ denn hier zu Recht trägt. Kultur ist in Deutschland oft eine ernste Sache, wie man an der Kleidung und an den Mienen von Theater-, Opern- oder Museumsbesuchern sehen kann. Und zwischen unterhaltend und ernsthaft unterscheidet man nur hier. Bei der Breminale scheint das alles keine Rolle zu spielen.

Bewundert ist diese Toleranz auch dort, wo die meisten Deutschen gar keinen Spaß verstehen: Beim Essen. Vegetarisches und Veganes steht hier neben Grillwürstchen und Hähnchendöner. Und es funktioniert: ich kann probieren, mich informieren, nachdenken über das Für und Wider von Musikrichtungen, Poesie und Lebenseinstellungen. Aber niemand versucht, zu missionieren. Ich darf alles genießen. So, wie ich bin, bin ich willkommen. Ich muss mich nicht rechtfertigen oder kämpfen. Biblisch gesprochen: „Da wohnt der Wolf beim Lamm, der Panther liegt beim Böcklein.“

Ein Stückchen Paradies mitten in Bremen: herzlich willkommen!

Donnerstag, 24. Juli 2014: Christophorus

Bei vielen katholischen Auto-, Fahrrad- oder Motorradfahrern fährt er mit: der heilige Christophorus. Sein Antlitz prangt auf bronzenen Autoplaketten, auf Schlüsselanhängern oder Fahrradklingeln.

Neben verschiedenen Schutzengeln ist der heilige Christophorus das beliebteste Motiv auf Amuletten, häufig verkauft von christlichen Devotionalienhändlern. Ein Zeichen kindlichen Denkens – „Wenn Christophorus dabei ist, passiert mir nichts“? Ein abergläubischer Brauch, der eigentlich ausgedient hat?

Heute ist in der katholischen und in den orthodoxen Kirchen der Gedenktag dieses Heiligen.

Reprobis – so heißt der Mann aus Kanaan vermutlich, bevor er sich taufen lässt. Der Legende nach war er ein großgewachsener, fast riesenhafter Mann. Er ist durch die Welt gezogen und wollte nur dem mächtigsten Herrscher dienen. Doch bei allen Königen und Feldherrn hat er erlebt, dass ihre Macht letztendlich begrenzt war. Ein Einsiedler hat ihm schließlich vom Gott der Juden und der ersten Christen erzählt. Ein Gott, der seit ewigen Zeiten sein auserwähltes Volk durch alle Schicksalsschläge hindurch errettet. Diesem Gott wollte Repobis dienen und hat sich deshalb taufen lassen. Als

Soldat hatte er Erfahrungen mit dem Dienst in der Armee – aber wie sollte er Gott dienen? Der Einsiedler, so die Legende, hat Reprobus den Rat gegeben, zu beten und zu fasten. Aber der großgewachsene Mann konnte das nicht durchhalten.

Schließlich hat der Einsiedler ihm geholfen, seine außergewöhnliche Gestalt als Auftrag Gottes zu begreifen: Mit seinem starken Körper sollte er ganz wortwörtlich den Menschen zu Diensten zu sein. Reprobus hat begonnen, an einem gefährlichen Fluss, auf dem immer wieder Fährleute verunglückt sind, Menschen auf seinen Schultern auf die andere Seite überzusetzen. Auf seinen Armen kamen die Leute sicher ans andere Ufer.

Einmal hat er ein kleines Kind auf seinen Schultern getragen, das während der Flussüberquerung immer schwerer wurde. Es war so, als ob es die Last der ganzen Welt tragen würde. In diesem Kind hat Reprobus Jesus Christus erkannt. Und so kam er zu seinem neuen Namen „Christophorus“ - Christusträger.

Bis heute wird er als einer der 14 Nothelfer verehrt und um Beistand gebeten – aber nicht einfach als Schutzpatron der Reisenden, wie es oft heißt. Christophorus soll – wie bei seiner Aufgabe als Fährmann, die Menschen vor einem plötzlichen Tod bewahren. Ohne einen vorbereitenden Gedanken oder ein Wort des Abschieds aus dem Leben gerissen zu werden, ist für viele eine grausame Vorstellung. Und wie leicht das im

Straßenverkehr, auf See oder beim Fliegen geschehen kann, zeigen die täglichen Nachrichten.

Ausgedient hat er also nicht, der Christophorus. Seine Plakette bietet keinen magischen Schutz vor Unfällen. Aber er bleibt ein Mahner im Auto, auf dem Fahrrad oder dem Motorrad, im Schiff oder Flugzeug: Mensch sei achtsam, deine Macht ist begrenzt.

Freitag, 25. Juli 2014: Fromme Gedanken

Das Wort Frömmigkeit hat in der Alltagssprache keinen positiven Klang. Wer als fromm gilt, den vermutet man auf Knien in einer Kirche, allzeit betend oder die Bibel zitierend ohne Blick für das „richtige“ Leben. Das höre ich immer wieder, zum Beispiel wenn ich mit Jugendlichen spreche.

Dabei kommt das Wort „fromm“ vom alten deutschen Wort „frommen“ und heißt so viel wie „nützlich sein, Nutzen bringen“. Welchen Nutzen hat der Glaube?

Diese Frage beschäftigt mich, als ich von einem Hausbesuch bei einer alten Dame zurückkomme. Die Frau mit ihren 90 Jahren kann nicht mehr zur Kirche kommen. Ich bringe ihr die Kommunion nach Hause, wir beten zusammen und sprechen ein bisschen. Das ist Teil meiner Arbeit als Gemeindereferentin.

Besonders fromm im landläufigen Sinne finde ich die Dame nicht. Ein traditionelles Gebet nach dem anderen zu sprechen, gefällt ihr nicht. Anders als bei vielen anderen Hausbesuchen komme ich mit Rosenkranz oder Angelusgebet nicht weit. Wenn ich ihr ein Stück aus der Bibel vorgelesen habe, diskutieren wir. Mit einem verschmitzten Lächeln und großer Klarheit erzählt sie mir, wie sie die Heilige Schrift für ihr eigenes Leben auslegt. Diese Verbindung zu ihrem eigenen Leben, die interessiert sie. Trotz ihrer Gebrechlichkeit ist ihr Glaube vital. Eigentlich ist der

Glaube dieser Frau „fromm“ im wahrsten Sinne des Wortes, denn ihr Glaube hat einen großen Nutzen für ihr Leben.

Das Leben der 90-Jährigen ist bewegt, wie das vieler Frauen ihrer Generation. Als der Krieg ausbricht, ist sie 14. Ihr Bruder, nicht einmal ein Jahr jünger als sie selbst, muss mit 18 Jahren an die Front. Sie hat nie wieder etwas von ihm gehört. Nach Kriegsende erlebt sie Vertreibung, Flucht und Neuanfang.

Ihre schnell geschlossene Ehe zerbricht, das Kind zieht sie alleine groß. Aber sie hat ihr Auskommen, Freunde und Bekannte, liebt Reisen und pflegt ihre Zeitvertreibe.

Heute ist davon nicht mehr viel übrig, denn ihr Körper ist krank. Bücher und Handarbeitszeug sind nur noch Zierwerk im Wohnzimmer.

Die alte Dame, zu der ich auch mit Hörgeräten laut und langsam sprechen muss, strahlt Dankbarkeit aus. „Ich bin ja froh, dass es noch so geht“ sagt sie oft „es könnte ja schlimmer sein“. Und dann berichtet sie mir von den netten Pflegerinnen und Nachbarn, die sie unterstützen und von den aufgeblühten Blumen, die sie heute auf dem kurzen und beschwerlichen Spaziergang, an dem sie jeden Tag eisern festhält, neu entdeckt hat. Ihre Augen und Ohren lassen sie im Stich, aber die kleinen wesentlichen Dinge bekommt sie mit. Dass ihr kein Essen mehr schmecken will und ihre Kräfte zusehends nachlassen, erzählt sie mir, ohne sich zu beklagen. Ihr Rücken

mag gebeugt sein, aber innerlich hält sie sich aufrecht. Diese Haltung bewundere ich. Oft habe ich den Eindruck, von ihr ebenso viel zu bekommen wie ich ihr geben kann.

Ob der Glaube wirklich einen Nutzen hat? Wenn ich komme, um jemandem etwas zu bringen, und dann beschenkt nach Hause gehe, hat er das sicher. Genau das erlebe ich, wenn ich die alte Dame besuche.

Samstag, 26. Juli 2014: Anna und Joachim

Manche Gedenktage von Heiligen lassen mich wirklich stutzen. Ich frage mich dann, was dieser Heilige denn schon Besonderes getan hat. Was hat er geleistet, dass er mir und anderen ein Vorbild sein könnte?

Heute feiert die katholische Kirche Anna und Joachim, der Überlieferung nach die Eltern der Gottesmutter Maria. In der Bibel finden wir ihre Namen nicht, nur in einem der Evangelien, die nicht in den Kanon der biblischen Bücher aufgenommen wurden. Historisch ist wirklich gar nichts über die beiden zu sagen, was irgendwie gesichert wäre.

Es gibt kein Grab zu dem gepilgert werden könnte, keine verbrieftete Geschichte, nur eine recht dürftige Legende. Die erzählt, dass dem kinderlosen Ehepaar durch einen Engel die Geburt der Tochter Maria angekündigt wird.

In der Geschichte der Kirche gibt es viele Vorbilder und Heilige, deren Lebens- und Glaubensgeschichte historisch gesichert ist: Mutter Theresa, Johannes XXIII. oder die Lübecker Märtyrer sind in der letzten Zeit in den Kreis der Seligen und Heiligen aufgenommen worden. Ihre bewegende Biographie berührt viele, auch Nicht-Christen. Ihre Lebenswerke haben unsere Gegenwart verändert.

Wenn die Kirche solche Heiligen kennt, wozu braucht sie dann noch Personen wie Anna und Joachim?

Joachim und Anna stehen für alle die Menschen, die gemeinsam mit dem Partner versuchen, ihr Leben zu meistern. Die Gesellschaft gibt Anna die Schuld an der Kinderlosigkeit und Joachim damit die Erlaubnis, sich eine neue Frau zu suchen, um Nachkommen zu zeugen. Doch die beiden bleiben zusammen und gehen beharrlich ihren gemeinsamen Weg – vielleicht in der Hoffnung darauf, dass Gott eines Tages ein Einsehen mit ihnen haben wird.

In Anna und Joachim erkennen sich viele Gläubige seit Jahrhunderten wieder: Ehepaare, ob aus Liebe oder Kalkül verheiratet, die ihr gemeinsames Schicksal auf sich nehmen und aneinander Halt finden und es so schaffen, das Vertrauen in Gott nicht zu verlieren. Wohl deshalb sind diese beiden nicht in Vergessenheit geraten, sondern ihre Verehrung hat Jahrhunderte überdauert. Sie sind sozusagen „demokratische“ Heilige. Ihre Verehrung zeigt, dass sie gebraucht werden. Niemand hat die Gläubigen gedrängt, Anna und Joachim um ihre Fürsprache zu bitten. Dass sie es getan haben und noch tun, ist ein Lob der Einfachheit. Unspektakulär ist das Leben der beiden, auch hart und vielleicht ungerecht. Die Treue zueinander und die Treue im Glauben werden belohnt, ihre Tochter Maria kommt zur Welt und wird Jahre später zur Mutter Jesu Christi. Und wenn Maria den Gläubigen schon als „eine von uns“ gilt, dann gilt dies erst recht für ihre Eltern.

In unserer Zeit, in der normalerweise erst einmal danach gefragt wird, was ein Mensch geleistet hat, erscheint es mir nicht das Schlechteste, mich unter den Segen von zwei Menschen zu stellen, deren Leben für Geduld und Gottvertrauen steht: unter den Segen von Anna und Joachim.